

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 22.

Donnerstag, 27. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fied.

(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

„Mir scheint, die Kleine läßt sich ganz nett an“, sagte Reintjema ein paar Tage darauf zu seiner Mutter. Die alte Frau zuckte die Achseln. „Gott ja, sie gibt Mühe und in Anbetracht aller Umstände ist sie nicht übel. Bloß — ich mag sie nicht. Da kann ich mir nicht helfen.“

„Das sind' ich nicht gerecht, Mutter. So kenn' ich ja gar nicht.“

„Ich bin freundlich gegen sie und verlange nichts von ihr, als was sie leisten kann. Aber das andere, mein Junge, da hab ich keine Macht über. Ich hab' ihre Papiere gesehen, und es gefällt mir schon nicht, daß die Mutter aus Disziplin war. Der Großvater mag mit „Rahisfalli, Maufisfalli“ in der Welt herumgezogen sein. Aber davon ganz abgesehen. Sie ist so'n Mittelbündling, nicht Fisch und nicht Fleisch — — das mag ich nun mal nicht“, sagte die alte Frau verbost, ohne sich im geringsten darüber klar zu sein, aus welchen Tiefen mütterlicher Gefühle die sonderbare Abneigung entspringt. Der Sohn aber dachte: „Ich muß schon ein bißchen gut gegen die zugelaufene kleine Kake sein, da will sie sich nicht allzu einsam hier fühlen.“

Eines Tages meldete die Bahnverwaltung die Ankunft von zwei Frachtküden und Johann, der Pferdemeist, ward mit einem Wagen zur Stadt geschickt, um sie abzuholen. Es waren große Kisten und sie enthielten Doradieses ganze Habe mit Ausnahme von Gerhard Dorades Geschenken. Die hatte Usta ihm samt seinen Briefen und dem Ring zurückgeschickt nebst einem Schreiben, aus dem ihre ganze wilde Empörung über die unbankbare schrie. Dorades Antwort lag oben auf in der Kiste. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß Gott Doradies auf den selbsterwählten Wegen schützen und sie nicht zu Fall kommen lassen möge. Das Band, das ihn mit ihr verknüpft hatte, müsse er leider als zerrissen betrachten.

Doradies las nur die ersten Zeilen und zerknitterte dann den Brief.

„Gut, daß er nichts mehr von mir will.“

Aber ihr wurde doch schwer ums Herz, als sie die lange auspackte, an denen noch der Duft dessen hing, der bisher ihre Heimat gewesen war.

Freilich blieb ihr nicht viel Zeit, an Vergangenes zu denken.

Zuviel Neues brachte jeder Tag. Und zuviel gab es zu lernen und zu vergessen. Das meiste von dem, das sie und Fräulein Berned mit heißem Bemühen in den Wildling hineingehämmert hatten, ward hier von der alten Frau kurzerhand als „zieriges Getue“ abgetan, als etwas, das „nicht Mode sei am Deich“. In dem unruhig bewegten Leben von Hohenwarden war sie träge geworden, ohne es selbst zu wissen, und anfangs schien es bestrebend, den ganzen Tag in Tritt und Trab zu werden, doch das ging vorüber und dann lagte sie sich in die Arbeit. So vergnüglich wie eine Ente in das Wasser. Zum erstenmal erwachte in ihr der Ehrgeiz. Sie wollte ihre Sache gut machen, sehr gut sogar. Sie fing an, der strengen alten Frau nach den Augen zu sehen, damit diese nur ja keinen Anlaß

fände, zu dem eigentümlichen Lippenverziehen, das bitterer war als ein Tadel, und sie begann das Üben ihrer jungen, bisher nie erprobten Kräfte als Vergnügen zu empfinden.

Einmal traf Reintjema sie an der Pumpe, den Schwengel handhabend, daß die kranken Pöckchen auf ihrer Stirn tanzten.

„Ist das nicht zu schwer für Sie?“

„Nein, gar nicht“, lachte sie und pumpte nur noch energischer darauflos. Er sollte doch sehen, daß sie sich Mühe gab, und daß sie Jungfer und Diener längst vergessen habe. An Hohenwarden dachte sie zurück, wie an einen Hort jeglicher Langeweile, während hier alles erfüllt schien von frischen, wertschaffendem Leben. Wie herrlich allein, daß es im Deichhause keinen Flügel gab, auf dem man widerwillig trommelte und keine Aquarellfarben, mit denen man unschuldige Seide und Papier bescheiden mußte. Bald kannte sie jedes Huhn und jede Ente auf dem Hofe, jedes der blanken Kinder, in denen zum guten Teil der Reichtum der Reintjema bestand, wußte ganz genau, wieviele Liter Milch jede Kuh gab.

„Sie hat wirklich Talent für die Wirtschaft“, bemerkte Reintjema zu seiner Mutter. „Du wirst bald viele Hilfe von ihr haben. Sie ist auch ein Mensch, der seine Augen zu gebrauchen weiß. Das ist etwas sehr Wichtiges.“

Frau Reintjema konnte die Berechtigung dieses Lobes nicht bestreiten, dennoch hörte sie es nicht gern. Ihr Reizen hatte sich in letzter Zeit sehr verschlimmert. Das Stehen wurde ihr oft blausauer, und sie war im Grunde froh, daß Doradies ihr so manche Arbeit abnehmen konnte, aber sie sagte nur widerwillig: „Sie läßt sich besser an, als ich dachte, aber es bleibt noch viel zu wünschen übrig. Lehrwerk ist kein Meisterstück. Glaube nur ja nicht, daß sie vollkommen sei.“

*

Ein paar Monate waren vergangen. Die Landwirte hatten es sich sauer werden lassen in der Ernte, aber nun war das Schlimmste überstanden, und man konnte aufatmen. Eines Abends saß Meno bei seiner Mutter im Zimmer, während die Mädchen noch draußen in der Küche hantierten. Die alte Frau strickte lange Zeit schweigend, daß die Stricknadeln nur so klapperten, dann sagte sie: „Hör mal, Meno, wie lange denkst du eigentlich noch als Junggeselle herumzulaufen?“

Er sah von der Zeitung auf, die er beim letzten Tagessehen las.

„Das kam ja wie aus der Pistole geschossen. Wie kommst du darauf?“

„Es liegt doch wirklich nahe genug, und ich habe ja auch oft schon mit dir davon gesprochen. Der Hof muß doch einen Erben haben. Es wäre ja zu gräßlich, wenn er am Ende gar an den Hamburger Reintjema fiele, den Porzellanfrißen, der keine Ahnung von der Landwirtschaft hat und das, wofür unsere Vorfäter gearbeitet und gestrebt haben, schleunigst verauktionieren lassen würde.“

„Reg' dich nicht auf, Mutter. Ich bin erst sechsunddreißig und kann noch zehnmal heiraten.“

„Wer sechsendreißig ist, ist auch bald vierzig, und dann fängt für die Männer das Alter an, wo sie bedenklich werden und wählerisch. Und schließlich werden sie alte einsame Knacker oder gehen irgendeinem gerissenen Frauenzimmer ins Garn.“

„Sehe ich so aus, als ob ich mich so leicht überdüpeln ließe?“

„Weißleuten gegenüber ist der Geheiteste oft ein Narr, und ich werde nicht eher ruhig sein, als bis du 'ne Frau hast. Sieh, da ist Lisbeth Beyer. Die war was für dich, das hab' ich dir schon oft gesagt. Die Eltern haben den zweitgrößten Hof in der Gegend und würden's gern sehen, wenn du anfragtest. Das hat mir der Alte geradezu mal stecken lassen.“

„So?“

„Ja. Und Lisbeth ist sehr tüchtig und wirtschaftlich erzogen, und 'n ordentlichen Hümpel Geld würd' sie dir auch zubringen.“

„Hm.“

„Oder hast du was gegen sie?“

„Gar nichts.“

„So geh doch hin und frag' an.“

„Ich hab' keine Lust. Meine alte Mutter macht mir das Haus so gemütsch, wie ich's nur wünschen kann“, sagte er über ihre Hand streichend, eine kleine Liebeslösung, die für den undemonstrativen Friesen schon mancherlei bedeutete. Die alte Frau lächelte erfreut. Im Grunde graute der Herrschüchtigen ja vor der Zeit, da sie von ihrem Platz würde herabsteigen müssen ins Altenteil, aber das Verlangen, den Sohn verheiratet zu sehen, war doch größer als das Grauen. Nach ihrem Wunsch verheiratet natürlich. Denn in der Tiefe ihres Herzens lag eine Unruhe und heimliche Sorge, die vielleicht ganz unbegründet sein mochte, sie aber doch nicht losließ und erst mit Menos Verheiratung enden würde. So ließ sie durch einen Boten bei Beyers anfragen, ob diese nicht am nächsten Sonntag zum Kaffee herüberkämen und nach erhaltener Zusage veranstaltete sie ein großes Kuchenbacken und ein Putzen durchs ganze Haus.

„Geben Sie sich ja mit allem Mühe, Doralies. Uns liegt viel daran, daß Fräulein Beyer einen guten Eindruck von unserem Hof bekommt“, sagte sie in einem Ton, der den Dümmlsten hätte hellhörig machen müssen.

Doralies erschrak denn auch und das Herz wurde ihr schwer. Sollte eine junge Herrin ins Haus kommen? Dann würde ihres eigenen Bleibens auf dem Reintjema-Hof nicht mehr lange sein. Und sie hatte doch gerade angefangen, ihn als ihre Heimat zu betrachten. Sie liebte alles hier: Ihre Arbeit, das alte wunderliche Haus, die Wirt, die sich im Vorfrühling in eine Insel verwandelte, das Getier im Hof und den Fluß, auf dem die schwarzen Torfstähne schwammen. Und daß sie eines Tages den stillen ernsthaften Hausherrn nicht mehr sehen sollte, schien überhaupt nicht glaublich. Sie dachte viel an dieser Möglichkeit herum, während sie die silberne Zuckerdose noch einmal putzte und die besten Tassen und Teller für die Gäste herausnahm. Aber weil sie zerstreut war, ereignete sich das Entsetzliche, daß sie die schöngeschliffene Kristallschale für die Schlaghahne vom Bart stieß. Mit ordentlich vorwurfsvollem Klirren zerschellte sie in Stücke, und Meno, der gerade durch die Küche kam, fand Doralies schluchzend vor den Trümmern.

„O Gott, Herr Reintjema, was wird ihre Mutter sagen? Reinen Sie, daß sie mich schlagen wird?“

„Ich meine, daß sie Sie mindestens aufhängen wird“, sagte er mit seinem humoristischen Augenzwinkern, aber Doralies hatte eben jetzt gar kein Verständnis für Scherz.

Sie spassen noch, und dabei hab' ich solche Angst. Ich weiß ja, daß die Schale wertvoll ist. Kann ich nicht sagen, daß die schwarzweiße Kage sie runtergestoßen hat? Die ist ihr Liebling. Dann sagt sie nichts.“

Ihm kam das Mitleid mit dem jungen verwaisten Ding, das eine Kage für höher im Preise stehend hielt, als sich selbst. Er schüttelte den Kopf.

Nicht lügen, Fräulein Doralies. Unter keinerlei Umständen. Das hab' ich Ihnen schon mal auseinandergelegt. Den Mut zur Wahrheit muß man immer

haben, auch wenn's einem sauer wird. Aber wenn Ihnen das Herz gar zu sehr pudert, soll ich mitkommen zu meiner Mutter?“

„Ach — wenn Sie das wollten?“

Dies durch Tränen Aufleuchten der braunen Augen vergaß er lange nicht; es rührte geradeswegs an sein Herz.

„Also kommen Sie.“

Da schlich sie hinter ihm her, wie ein furchtsames Hündchen, das Schläge wittert. Beim Eintreten der beiden blickte Frau Reintjema ruhig auf.

„Mutter, Fräulein Kalumeit hat solche Angst vor dir, daß sie sich nicht allein hergetraut, daher komme ich mit als Kugelfang“, sagte Meno, der die Sache lustig hettete zu ziehen wünschte. Sie hat Pech gehabt. Die Sahmenschale ist entzwei gegangen.“

„Was? Die gute Schale?“ sagte Frau Reintjema drohend. Doralies hing schweigend den Kopf.

„Wie ist das gekommen?“

„Ich — weiß nicht.“

„Sie wissen immer nicht. Aber so geht's, wenn man fremden Leuten die guten Sachen überläßt, dann wird damit umgegangen, als wenn's Dreck wäre.“

Reintjema machte Doralies ein Zeichen mit den Augen, und sie entwichte nur allzugern.

„Du warst wirklich hart gegen das arme Ding, Mutter. So was kann doch mal vorkommen. Und bald ich zur Stadt fahre, bring' ich dir 'ne neue Schale mit.“

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal.

Alles Schicksal ist von ewig her,
Ewig-unergründlich wie das Meer.
Hebt aus Tiefen sich empor zum Licht
Und entschleiert lacht das Angesicht.
Tritt ins Leben groß und urgewaltig,
Offenbart sein Wesen vielgestaltig,
So in Blütenglam und Regenschauer
Wie in Herbstestod und Wintertrauer.
Jeder Windhauch, jeder Wolken Gleiten
Wandert mit im Schritt der Ewigkeiten.
Wellenplätschern, das zum Strande geht,
Ist von Schicksals Atem angeweht.
Froh und düster, allen Lebens Lese
Ruhet urbestimmt im Schicksalschoke.
Jeder lächelnde und trübe Blick
Gründet in urewigem Geschick.

Heinrich Heine

Charakteristik der Interpunktionszeichen.

Von Heinz Scharpf.

Der Punkt (.): Unter dem Vergrößerungsglas sieht er aus wie eine Tintenpfütze, in der ein Lössfüßchen planierte, dem freien Auge erscheint er wie ein kleines Insekt, dem zum Wespringen nur die Beine fehlen. Er hingeseht ist, da sitzt er. Wenn eine Sache einmal gemacht ist, gibt er dem Ganzen einen würdigen Abschlußpunktum. Da er außerdem noch nach Über- und Unterschriften steht und durch seine bloße Anwesenheit aus einem gewöhnlichen Satz ein ganz bestimmtes Datum machen kann, gibt er sich zuweilen recht wichtig. Er ist der Protobauer unter den Interpunktions. Eigentlich der Stammvater der ganzen Gesellschaft. Treibt es einer zu dumm, warnt er ihn: „Du machen Sie aber 'n Punkt!“

Das Fragezeichen (?): Eine komische Figur. Nur der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Einer immer dastehen muß und nie weiß, was ihm zur Antwort wird, so brüht sich das auch in seinem Wesen aus. Hört den ganzen Tag nichts wie: „Lieben Sie mich?“ Wann können Sie bezahlen? — Was sagen Sie zu dieser Lotterwirtschaft? — Auf solchem Posten horcht man mit der Zeit nur mehr mit halbem Obre zu und nimmt dabei unwillkürlich die Rundung der Ohrmuschel an.

Das Ausrufezeichen (!): Ist aus dem Punkt entstanden, der eine Flagge aufgesetzt hat für feierliche Gelegenheiten. Es gibt sich nur mit Ausrufen und Weisungen ab, steht andauernd Parade und wahrt Distanz. Zur Vollendung fehlt ihm eigentlich nur das Monokel.

Der Beistrich (:): Das agilste unter allen Interpunktionsstücken. Ein Punkt mit Schwänzchen. Was der zu tun hat, davon macht sich keine Kanzleikraft eine Vorstellung. Er hat Haupt- und Nebensätze zu trennen, Anrede- worte zu separieren, nachgestellte Eigenschaftswörter, Kenn- formen — kein Klischee! — hat so viel zu trennen! Welch' unheilvolle Verwirrung würde entstehen, wenn er nicht wäre! Wenn er in dem Satz: „Eris, meinte der Lehrer, sei ein Esel!“, nur um ein Wort weiter rückt: „Eris meinte, der Lehrer sei ein Esel!“ — eine Katastrophe wäre unaus- bleiblich. Er radert sich im Dienste der Satzlehre oft ganz krumm, kein Wunder, wenn er sich dünn und dünner macht.

Der Strichpunkt (;): Ist ein Bastard von Punkt und Beistrich. Kennt sich mit Vorliebe einen verstärkten Beistrich und hört sich am liebsten mit Semikolon an- gesprochen. Seiner Figur nach müßte er gerade das Gegen- teil vom ! sein, ein schlapper Herabstömmling. Aber er ist nur eine Art Drohne. Wie alle Mischlinge lebt er faul in den Tag hinein und greift nur in den äußersten Fällen dem Beistrich unter die Arme, wenn dieser schon zum Um- sinken müde ist. Wenn ihn eine Interpunktionsgrube hin- wegtrage, keine Satzverbindung würde ihm eine Träne nachweinen.

Der Doppelpunkt (:): Sieht aus, als hätte eine Punktmutter Zwillinge bekommen. Er hat den Zweck, nach- drücklich auf etwas hinzuweisen. Gleicht sehr einem Ver- kehrshausmann, der mit Grazie Rede und Gegenrede dirigiert. Wie zwei unzertrennliche Karabinieri sieht man ihn dienst tun. Das erste Wort nach ihm verlangt er stolz geschrieben. Das liegt ihm vom Punkt her im Blute.

Der Gedankenstrich (—): Ist das aufgebahrte Zeichen der Ratlosigkeit. Wo der Gedanke aufhört, beißt man sich mit dem Gedankenstrich. Dichtungen gewinnen dabei an Tiefe. Falls einem zu einem Thema gar nichts mehr einfällt, macht man mehrere Striche: — — —

Die Klammer (:): Sieht sich an wie eine Beis- zange. Ihre Bestimmung ist es, etwas vom Hauptgedanken abzuwaschen. Manchmal das Wichtigste. Ein Beispiel: Schatz, erwarte mich (mein Gatte verreis) heute abend bei Dir.

Das Anführungszeichen („“): Wird auch Gänsefüßchen genannt, weil zwischen ihm unaufhörlich ge- schnattert wird. Es ist der ständige Begleiter der Rede und hat seinen offiziellen Namen daher, daß beim Reden gerne einer angeführt wird, oder auch mehrere.

Der Apostroph ('): Ein in die Luft gegangener Beistrich. Wie ein Damoklesschwert hängt er über dem Wort und trennt ihm unbarmherzig Buchstaben und Silben ab. Wird besonders von Lyrikern benutzt, zur Amputation störender Versfüße. Was das Messer dem Chirurgen, ist der Apostroph dem Dichter.

Schmidts und ihr Karnickel.

Eine Geschichte vom sächsischen Gemüt von Rene Voigt.

So war nun endlich der große Sonntag gekommen, an dem Schmidts ihr liebevoll aufgezogenes Karnickel zu ver- speisen gedachten. Natürlich hatte weder Vater noch Mutter es fertig gebracht, das Tier selbst zu schlachten, sondern der Nachbar Kernig, ein wenig sarkastischer Bierbrauer, über- nahm die Prozedur.

Appetitlich angerichtet, stand der Braten auf dem festlich gedeckten Tisch. „Na los, Babbe, fang' an“, ermunterte die Hausfrau das Familienoberhaupt, „seit wann läßt dich denn ärstcht neetchen (nötigen)?“

Ganz gegen seine Gewohnheit langte der Vater zögernd und langsam zu. Nun bekamen Rudi und Lotte ihr Teil, und zuletzt nahm sich die Mutter das ihre.

Hierauf ein Weilschen Schweigen, und dann Frau Schmidts Bemerkung: „Ich weck gar nich, was habbt bloß heite alle mit'ander, daß 'r so drinne rum schtragelt im Fleeßch un geener ist ä Babben!“

„Schimse nur nich zum Sonndage, Mudder, s' is mir noch zu heek, un auherdäm will 'ch mich ärstcht ämal ans Graut un an de Gardoffeln halten“, meinte der Vater und tat, wie gesagt.

„De Soke is wärklich scheene, Mama“, beugte Rudi und lächelte sich daran.

Aber Lotte warf plötzlich ihr Besteck beiseite und heulte laut heraus: „Ich gann unser gudes Garniggel nich essen, seen Bissen griech' ich runter droon!“

Das war der Ausfall zur allgemeinen Entladung. „s' Gind hat rächt“, sekundierte der Vater, „wänn mr bedänkt, was hier ä bossertliches Gärchen unser Säßbel war mit sein dreihärschen Dochen un dän bibschen Bammel- ohrn!“

„Un hubben gonnt 'r wie gee sweeter in Scheenefeld“, reflektierte Rudi, den Tränen nahe.

Dann sahen sich alle der Reihe nach an. Frau Schmidt, die soeben als erste einen Bissen Fleisch zum Munde führen wollte, ließ die Gabel sinken und meinte fast verlegen: „Nu wüßtr, ich schenier' ich mich doch färmlich, Säßbeln zu gösten, wänn 'r alle so gestehvoll seid. Awer was soll dänn bloß mit däm scheen Braten wärn?“

„Ich esse nicht droon“, erklärte Lotte sehr energisch. „Du dachst wohl ich?“ vertiefte sich Rudi in die Kartoffeln.

„Wechte was, Mudder“, schlug Herr Schmidt vor, „zwing' genn mr uns nich drzu. Mache uns schnäll ä baar Schbäckwürfel braun ins Graut, de Briebe, nu, die genn mr ia schließlich nähn, un wänn mr doch nich satt wärn sollten, dänn säkte ähnd noch mal Gardoffeln uff.“

Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen und das Karnickel wieder hinaus in die Küche getragen.

Abends dann im Schutze der Dunkelheit machte sich Frau Schmidt mit einem verdeckten Topf auf den Weg und gab Seppel bei den alten Mütterchen im Magdalenenstift ab.

Kurz vorm Einschlafen meinte Rudi zur Lotte: „Scheen is es ja nich, ä Sonndag ohne Fleeßch — awer nu 'in mr doch wenigstens geene Gannibaln!“

Anekdoten um die Prohibition.

Nach dem Amerikanischen von Kurt Miethe.

Ein Dampfer fährt aus dem Hafen von New York.

Sämtliche Passagiere sind in ungeheurer Mut: in letzter Stunde haben sie erfahren, daß der Kapitän ein un- erbittlicher Alkoholgegner ist. Auf dem ganzen Schiff ist kein Tropfen Alkohol aufzutreiben. — Man tröstet sich mit der Aussicht auf den nächsten Hafen, wo man sich zu ent- schädigen gedenkt. Der Kapitän bekommt Wind von diesen Wünschen und fährt an dem Hafen vorüber. — Da stürzen sich zwei Herren ins Wasser, schwimmen dem nahen Hafen zu. Den Kapitän packt der Arger. Er läßt ein Rettungs- boot mit vier Rudern hinter den beiden herlagern. Auf- geregt verfolgt man auf dem Schiff die Jagd.

Jetzt sind sie ganz nahe an den beiden dran — jetzt sind sie eingeholt — jetzt werden sie ins Boot genommen — und jetzt fahren sie alle sechs in den Hafen.

Der Zug fährt durch Minnesota. Bullenhitze. Endlich macht er auf einer kleinen Station Halt.

Ein Mann läuft herum mit einem Korb voll Flaschen.

„Salmiakgeist!“ brüllt der Mann und winkelt mit den Augen. „Salmiakgeist gegen die Milden. Ein Dollar die Flasche.“

Die Flaschen gehen ab wie warme Semmeln.

Der Zug setzt sich in Bewegung, man öffnet die Flaschen, und ein Schrei der allgemeinen Entrüstung ist vom ersten bis zum letzten Wagen zu hören.

Der Mann hat richtigen Salmiakgeist verkauft.

Man nähert sich X. In X. wird der ganze Zug auf Alkohol untersucht.

Smith hat fünf Bullen Rognat im Gepäck liegen, wickelt um jede einen Dollarschein und geht in den Speise- wagen.

Station X. Ein Kontrollbeamter nähert sich Smith: „Sind Sie der Herr im Abteil 8?“

Smith nicht erschrocken.

„Well“, sagt der Beamte, „wir haben bei der alten Dame im Abteil 9 zwei Flaschen Sherry gefunden. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir sie in Ihr Gepäck ge- legt haben.“

Uppercut kann es nicht mehr aushalten. Uppercut ver- geht bald vor Sehnsucht nach einem Schnaps.

Uppercut geht zu einem Apotheker: „Verkaufen Sie mir doch um Himmelswillen einen Schnaps.“

Der Apotheker schüttelt den Kopf: „Da müssen Sie erst von einer Kreuzotter gebissen sein.“

„Wo wohnt eine Kreuzotter?“ schüttelt Uppercut er- regt dem Mann die Schultern.

Bondstreet 18, vierzehnte Etage.

Uppercut rast nach Bondstreet 18, vierzehnte Etage. „Sie haben eine Kreuzotter?“

„Yes, Sir.“

„Da kann man sich beißen lassen?“

„Yes, Sir.“

„Ich möchte gebissen werden?“

„Bery well“, sagte der Kreuzotterbesitzer, „kommen Sie am 17. Juli 1928, bis dahin ist die Kreuzotter vorbestellt.“



Was bei der Anlegung eines Obstgartens zu beachten ist.

Man fange nicht etwa mit dem Auswerfen der Pflanzenlöcher bei der Anlegung eines Obstgartens an, sondern beginne mit der Anfertigung eines Planes und messe zu diesem Zweck Länge und Breite des Grundstücks aus. Hat man die Grenzen umrissen, dann folgt die Einteilung des Gartens, der natürlich verschieden zu gestalten ist, je nach den Zwecken, denen er außer dem Obstbau dienen soll. Bei dem Hausgarten wird die Hausfrau für die Anlegung eines kleinen Rasens eine Fläche unmittelbar bei dem Hause beanspruchen, während der Vorgarten und die Rabatten zu beiden Seiten des Eingangs für Blumen und Ziersträucher reserviert werden. Der übrige Teil dient dann dem Obstbau, bei genügender Größe sind auch einige Beete für den Gemüsebau einzurichten.

Nun wird in einem solch kleinen Garten alles nur mögliche Obst und natürlich dann viel zu dicht gepflanzt, daß schon nach ein paar Jahren der kleine Obstgarten wie ein dichter Wald aussteht, in dem der erwartete große Ertrag naturgemäß ausbleibt, weil es den Bäumen an wichtigen Lebensbedingungen, Licht und Luft, fehlt und sie von allen denkbaren Krankheiten heimgesucht werden. Darum muß man schon von vornherein sich auf die Anpflanzung einer kleinen Anzahl Bäume in wenigen Sorten beschränken.

Für den Hausgarten wird man durchweg nur Buschbäume und Zwergobst wählen, also von Hochstämmen mit ihren weitläufigen Kronen ganz und gar absehen, zumal diese mindestens in einer Entfernung von 10–12 Meter zu pflanzen sind und zur Vermeidung von Streitigkeit mit dem Nachbar von der Grenze 5 Meter wegstehen müssen. Nur etwa die Goldparmäne mit ihrer pyramidalen Krone dürfte einen engeren Stand bekommen, dagegen brauchen alle Äpfel mit breiter Krone, wie der beliebte Schöner von Borsdorf, Blenheim, Graue Herbst-Renette, Harberts-Renette u. a. den angegebenen Abstand, da sich Fruchtknospen nur unter dem Einflusse des Sonnenlichts bilden und die Frucht selbst an Würze und Gehalt gewinnt. Zwergobst, wie Buschbäume und Pyramiden, begnügen sich schon mit einem Abstand von 3–4 Meter.

Wo die Größe des Hausgartens die Anpflanzung von Apfelmischstämmen in der angegebenen Entfernung zuläßt, kann der Raum zwischen denselben durch Zwischenpflanzungen von Zwetschen, Pflaumen und Sauertütschen in den ersten 20 bis 30 Jahren ausgenützt werden. Haben die Äpfel ihre vollkommene Größe erreicht, so daß sie den Zwischenraum voll ausfüllen, so sind diese Zwischenpflanzungen zu beseitigen.

Entschieden vorteilhafter ist es jedoch, im Hausgarten ganz und gar auf Hochstämme zu verzichten und an ihrer Stelle Buschbäume zu setzen, die bei zeitiger Tragbarkeit den Anfänger aber die Schwierigkeit eines strengen Schnitts entheben, wie ihn die Pyramide und sonstige Zwergformen erfordern. Auch hier empfehlen sich Zwischenpflanzungen, wie z. B. Johannisbeeren und Stachelbeeren in alleseitiger Entfernung von 1,30 bis 1,50 Meter.

Was nun die Obstsorten anbelangt, so sollte man von der Anpflanzung von Kirschbäumen absehen, da auch sie zu umfangreiche Kronen entwickeln und ihre Früchte meist von den Vögeln, namentlich von den Starren und Sperlingen geplündert werden. Auch mit Aprikosen wird man wenig Glück haben, da sie eine warme, geschützte Lage und guten Boden und viel Pflege beanspruchen. B. C.

Sachgemäße Ausnutzung des Bodens im Kleingarten.

Die bescheidene Größe der meisten Haus- und Kleingärten führt uns ganz von selbst zur zweckmäßigen Ausnutzung der Bodenfläche und damit zur Erreichung höherer Erträge. Aber von vornherein soll der irrigen Meinung entgegengetreten werden, daß dies durch eine zu dichte Ausaat und enge Bepflanzung am einfachsten geschehen könnte. Aber die Nachteile einer solchen Bewirtschaftung treten nur zu bald offen zutage in der unvollkommenen Entwicklung der meisten Pflanzen, von den Verlusten der vergeblichen, schwachen gar nicht zu reden. Trotzdem werden diese grobe Fehler immer wieder von den Kleingärtnern gemacht, die erst wiederholter Schaden klug macht. Es sei daher vielmehr auf eine andere

Art und Weise der Bodenausnutzung, die noch wenig bekannt ist, hingewiesen.

Ein altes Gärtnerwort sagt, daß die Sonne keinen Tag den Boden im Gemüsegarten beschienen darf, es scheint uns den Weg dazu zu weisen. Im Frühjahr hat die Sonne schon eine bedeutende Kraft; sie trocknet oft nur zu rasch den Boden aus, der dann an Güte leidet. Das ist aber auch dann der Fall, wenn ein bepflanzt Beet Lücken aufzuweisen hat, etwa durch ausbleibende Saat oder erkrankte Pflanzen. Diese Lücken aber lassen die Zeugungskraft des Bodens brach liegen und erhöhen die Verluste der Erträge noch dazu. Das angeführte Gärtnerwort will etwa besagen, daß auch das geringste Fleckchen Erde im Garten während der Vegetationszeit nicht einen Tag brach liegen bleiben sollte. Wird also des Morgens ein Spinat-, Salat- oder Kohlrabisbeet abgeerntet, so muß es Grundriss sein, es bis zum Abend desselben Tages wieder zu bepflanzen. Entdecken wir eine Pflanze, die offensichtlich dahinsiecht oder abgestorben ist, weil irgend ein Schädling die Wurzeln zerstört hat, hebe man sie alsbald mit dem Spaten aus, unterlege Wurzeln und Erde, vernichte die etwa sich vorfindenden Schädlinge. Die Lücke aber ist mit einer neuen Pflanze zu besetzen. Diese muß ja gerade nicht derselben Pflanzenart angehören, vielmehr eine durchweg einseitige Bepflanzung sich schöner ausnimmt. Es ist bei solchen Ausbesserungen vielmehr darauf zu sehen, daß die Gemüsesart recht schnell der Ernte entgegenreift, damit sie den Vorrat des Standgemüses bald einholt und mit diesem gleichzeitig geerntet werden kann. Das ist ein wesentlicher Vorteil bei der neuen Bestellung des Beetes. Solche Lückenbiller sind folgende Gemüsesorten:

1. Kopfsalat („Trostel“, „Rudols Liebling“) an Stelle von Frühsorten des Weiß- und Rotkrautes, sowie des Wirsing;
2. Frühe Kohlrabis (Wiener Glaslokrabi, Erfurter Dreienbrunner u. a.) zur Ausbesserung von Lücken bei frühen Kohlsorten, Frühkartoffeln und Buschbohnen;
3. Spätkohlrabis („Riesengoliath“) und Stielrüben (Kohlrüben) für Lücken bei spätem Gemüse, also spätem Kohlsorten, Rosenkohl und Blumenkohl, Roten Rüben (Salatbeete), Lauch, Spätkartoffeln, auch Buschbohnen und endlich
4. Kopfsalat, Glaslokrabis, auch Herbststielrikel für Lücken, die noch nach Juli entstehen.

Am die Bepflanzung der erwähnten Lücken jederzeit vornehmen zu können, müssen stets gesunde, kräftige Pflanzen zur Hand sein. Am besten sorgt man sich selbst dafür durch Ansaat auf einem Saatbeete in irgend einer Ecke des Gartens. Groß braucht ja ein solches Saatbeet gerade nicht zu sein. Bei dem geringen Bedarf im Kleingarten genügt wohl schon die Ausaat von etwa 10 Samenkörnern. Auf das Saatbeet werden von Mitte März bis Anfang August alle 3 Wochen Salat, ab Mitte März bis Mitte Juli alle 3 Wochen Glaslokrabis, von Mitte Mai bis Mitte Juli alle 4 Wochen Spätkohlrabis und Kohlrüben, endlich von Anfang Juni bis Anfang August der breitblättrige Stielrikel ausgelegt. Bis Ende Juni können auch noch Buschbohnen zur Ausfüllung der Lücken zwischen Wintergemüse gepflanzt werden. —

Mehr Schönheit in die Gärten!

Wie anmutig wirkt ein Garten mit sauberen Beeträndern! Wie unruhig ein anderer, dessen Wege und Beete ineinander übergehen. Mögen beide auch noch so unkrautfrei gehalten sein, noch so guten Pflanzenwuchs zeigen, die Betonung der Beetlinien gibt zumal dem Kleingarten ein sorgfältig gepflegtes Aussehen. Das Abstecken macht viel Arbeit, und die „saubere Kante“ ist beim nächsten Regen verschwunden. Daher sollte man den Hauptwegen wenigstens eine Dauereinfassung geben. Ziegelsteine, umgekehrte Flaschen, Schamottware haben sich für diesen Zweck überlebt und passen auch nicht zum Pflanzencharakter. Viel schönere Umrahmungen geben Einfassungspflanzen, die uns mannigfaltig zur Verfürgung stehen. Seit alters her bekannt und beliebt ist Buzus, der, regelrecht im Schnitt gehalten, sich sehr gut ausnimmt. Weniger bekannt ist die Mahonie, die sich ebenfalls vortrefflich eignet. Dann die große Zahl der niederen Stauden, die neben ihrem Grün uns auch durch die reiche Blütenfülle erfreuen. Auch rankenlose Monatserdbeeren ergeben eine gleichmäßige und gewinnbringende Beetumsäumung. Etwas Pflege verlangen alle Einfassungspflanzen, sind aber für diese sehr dankbar.